

Um den "Papiertod" : zwei Briefe

Autor(en): **Jenny, Markus / Scherrer, Paul**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Librarium : Zeitschrift der Schweizerischen Bibliophilen-Gesellschaft = revue de la Société Suisse des Bibliophiles**

Band (Jahr): **8 (1965)**

Heft 1

PDF erstellt am: **10.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-388023>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

gütig anerkennt und bekräftigt, daß eine andere Wirklichkeit, ohne Antlitz und Verwurzelung, begonnen hat, verschieden von der, in welcher er seinen «Lebensfries» schuf. Auch die schmerzlich-schönen Frauenbildnisse, die um das Jahr 1930 im Holzschnitt entstehen, zeigen eine Erlösung von der kalten Meisterschaft des Porträtisten an und sind ein Zeugnis dafür, daß sein langer Kampf um das Erkennen der Frau nun mit einem Sieg seinen Abschluß gefunden hat. Eine bewundernswerte Entwicklung, die schon genügte, Munch mit Recht den Großen der Kunst zuzuzählen.

Edvard Munch war keine tragische Gestalt, wie es große Persönlichkeiten oft sind, sondern eher ein Lebenskünstler neuer und ungewöhnlicher Art: der erkennende, künstlerische Mensch, der nur Rücksicht auf seine Konzentration nimmt und auf nichts sonst. Es lag nicht die kalte, erschreckende Einsamkeit des Genies über seinem Leben in der Atelierburg *Ekely* bei Oslo; sie war einfach die Lebensform und der Existenzraum eines Menschen, der seiner Berufung nach nur das eine sein will: Künstler. – Vielleicht war Munchs Existenz

das reinste und, neben demjenigen van Goghs, eines der größten Künstlerschicksale unserer Epoche. Es ist symptomatisch und fast symbolisch, wie Munch aus jenem Geisteskampf der achtziger und neunziger Jahre, welcher sich entweder in bürgerliches Denken entleerte oder sich in Nihilismus auflöste, als Individualität hervorging. Hier trifft man ihn mitten im Kampf, sich das, was der Zeit innewohnte, im Erlebnis anzueignen, und zwar in der ausgeprägtesten Form des künstlerischen Individualismus: so nämlich, daß er das menschliche Bewußtsein in einem eigenen Bilduniversum einfängt, es begrenzt, es aber auch unendlich klar werden läßt wie einen die Welt widerspiegelnden Mikrokosmos – und dabei doch zugleich erdrückt wird, weil er sein All wie eine lastende Kathedrale über sich erbaut hat. Dann aber sieht man, wie er schließlich aus diesem Schmerz ausbricht in das Licht und in den Tag, als Künstler heil und als Mensch bestätigt, und wie er schließlich in den späten Mannes- und Greisenjahren reich an Erinnerungen in den Ruinen der gesprengten «Kathedrale» seines Bewußtseins umherstreift.

UM DEN «PAPIERTOD»

Zwei Briefe

*Pfr. Dr. Markus Jenny, Zürich,
an Dr. Paul Scherrer, Zürich*

Sehr geehrter Herr Präsident!

Darf ich mit einer Frage an Sie gelangen, die öffentlich zu beantworten unter Umständen dringend sein könnte?

Vor einigen Tagen vernahm ich, die «Schaffhauser Nachrichten» hätten neulich die sensationelle Nachricht verbreitet, alle nach 1900 gedruckten Bücher seien zum Sterben binnen längstens 200 Jahren ver-

dammt. Es sei jetzt festgestellt worden, daß in allen modernen Papierherstellungsverfahren eine Säure verwendet werde, die dieses Papier langsam, aber sicher innert dieses Zeitraumes zerstöre. Ausgenommen seien natürlich Büttenpapiere und andere, nach älteren Verfahren hergestellte Schreibstoffe.

Ich war erschüttert, als ich das hörte. Denn die Nachricht war für mich völlig neu. (Mag sein, daß diese Tatsachen in der Fachwelt bereits bekannt sind.) Natur-



lich können wir für unsere Person und für unsere jetzt lebenden Kinder uns beruhigen. *Après nous le déluge!* Aber wer sich eine wenn auch kleine, geschlossene Büchersammlung angelegt hat, von der er wünschen möchte, daß sie beisammen bleibt, noch mehr aber, wer als Dichter sein Innerstes dem Papier anvertraut hat oder wer die Ergebnisse mühevoller Forschungsarbeit auf diesem Stoffe niedergelegt hat, in der Meinung, so diese Früchte am sichersten der Nachwelt überliefern zu können, sieht sich nun schwer getäuscht. Gar nicht zu reden von den Aspekten, die das für die Bibliotheken und für die Wissenschaft, insbesondere für die Geisteswissenschaften, hat. Daß die Bibliotheken sich der Sorge, alle hundert Jahre anbauen zu müssen, enthoben sehen, dürfte ein geringer Trost sein.

Erste Frage ist natürlich: Stimmt diese Nachricht? Im übrigen wollen wir den Tatsachen in die Augen sehen. So lautet die zweite Frage: Was sagen Sie, verehrter Herr Doktor, in Ihrer Eigenschaft als Vater der schweizerischen Büchernarren wie als Hüter der Schätze einer modernen wissenschaftlichen Hochschulbibliothek?

Sind irgendwelche Vorkehren getroffen worden (zum Beispiel Aufnahme grundlegender Werke auf Mikrofilm oder Tonband)? Sind andere Träger des Wortes (wie die eben genannten) vor dem Selbstzerfall sicherer als das Papier, oder müßten wir doch wieder zu den Anfängen zurückkehren und auf Ton schreiben? Man las in jenem Bericht, Papier ohne diesen Todeskeim in sich wäre schon herzustellen. Es würde aber etwa einen Fünftel teurer sein als das übliche. Stimmt das? Und gedenkt man etwa, von wichtigen Werken für die Bibliotheken und Liebhaber einen Teil der Auflage auf solches besseres Papier zu drucken? Und wie ist es mit den Zeitungen? Eine spätere Geschichtsforschung wird sie ja wohl als bedeutende Geschichtsquellen benutzen wollen. Werden da Vorkehren getroffen, damit wenigstens ein Exemplar

so lange überlebt, bis die Geschichte der Welt endgültig zu Ende ist?

Damit ist ein Stichwort gegeben, das mir als Theologen – auch wenn ich von allem Schwärmertum weit entfernt bin – bei dieser Sache doch schon dauernd auf der Zunge war: Diese Nachricht hat etwas Apokalyptisches an sich. Die Flut von Büchern, die seit 1900 erdacht, erarbeitet, gestaltet, gedruckt wurden! Und das alles soll – bis zum letzten Exemplar – in 200 Jahren nur noch Staub und Asche sein? Wer denkt da nicht unwillkürlich weiter: ... ist Staub und Asche vielleicht schon lange, bevor die 200 Jahre erfüllt sind! Aber wir dürfen uns ja mit diesem Gedanken dennoch nicht beruhigen, nach jenem Luther zugeschriebenen Wort: «Und wenn morgen die Welt unterginge, so will ich dennoch heute mein Bäumchen pflanzen und meine Schulden bezahlen.» So werden wir, auch wenn diese Nachricht uns wie ein weiteres Fanal des kommenden Endes anmutet, in aller Bereitschaft zu diesem Ende, doch auch (nicht in erster Linie, aber jedenfalls, nach Maßgabe der uns von Gott verliehenen Gaben und Aufgaben, *auch*) für unsere Bücher sorgen. Meine Frage ist und bleibt: Aber wie, unter diesen neuen Voraussetzungen?

Darf ich Sie um die Ihnen gutscheinende Beantwortung dieser Frage bitten? Ich wünschte, die Antwort lautete: *Havas, Ente!* Oder: Längst bekannt; kein Grund zur Beunruhigung, denn ... Aber ich fürchte ... Nun, wir werden sehen.

Mit herzlichem Dank im voraus und besten Grüßen

Ihr ergebener
Markus Jenny

Dr. Paul Scherrer an Pfr. Dr. Markus Jenny

Sehr geehrter Herr Pfarrer!

Ihre Anfrage wegen des «Papiertodes» der modernen Bücher ist durchaus aktuell. Man kann den darüber erschienenen

Zeitungsartikeln allerdings den Vorwurf der Sensationsmache nicht ganz ersparen. Denn wir Fachleute kennen diese Gefahren längst, und die Druckproduktion gegen Ende des Ersten Weltkrieges hat sie mit ihrem «Kriegspapier» jedem augenfällig gemacht. Aber der Zerfall von schlechtem Druckpapier reicht ja weit über unser Jahrhundert zurück. Wer kennt nicht die stark gebräunten Drucke aus der Notzeit des Dreißigjährigen Krieges? Und nimmt sich die besonders im 18. Jahrhundert verbreitete Gewohnheit vieler Verleger, dieselbe Ausgabe auf verschieden starke Papiersorten abzuziehen, nicht wie eine Maßnahme aus, den vergänglichen Massenaufgaben ein Überleben in Exemplaren auf «besserem Papier» zu sichern?

Freilich ist die Vergänglichkeit der Textträger unserer geistigen und künstlerischen Überlieferung kaum die ernsteste der Gefahren, die ihr drohen. Einer der führenden Köpfe im deutschen Bibliothekswesen, der sich zuweilen in geistvollen Zynismen gefiel, sagte in einer seiner Tischreden nach den Zerstörungen des Zweiten Weltkrieges: «Trotz so vielen wohlätig erleichternden Eingriffen der Weltgeschichte in die Bestände unserer Bibliotheken ist immer noch erstickend viel Material vorhanden.» Im Kern variierte er damit das mephistophelische Wort: «Denn alles, was entsteht, / Ist wert, daß es zugrunde geht.» Wer wie wir Bibliothekare der ganzen Sintflut des Gedruckten ausgesetzt ist, die heute den Markt überschwemmt, fragt sich mitunter, ob nicht ein Gran Wahrheit in solchem Pessimismus, ja, vielleicht gar höhere Weisheit in dieser – gewiß oft zufälligen – Auslese des sich unermesslich häufenden Schriftguts liege. Wie die Erde noch rascher übervölkert würde, wirkte nicht der stille Freund Hein, so wäre die literarische Provinz überfüllt, gäbe es nicht das Altern und Untergehen der Druckwerke.

So lassen sich schon heute Gebiete nennen, auf denen nicht der Mangel, sondern die Überfülle der Literatur das Arbeiten ver-

hindert oder erschwert, weil ein Menschenleben nicht mehr ausreicht, das Einschlägige auch nur zu lesen, geschweige denn weiter zu verarbeiten. Das hat geradezu zur Schaffung einer neuen Disziplin, der Dokumentation, geführt. Erfahrene Bibliothekare sind mit der Tatsache vertraut, daß die Grenze des Wissens nicht im limitierten Besitz der großen Bibliotheken liegt, sondern in der Fassungskraft der menschlichen Gehirne. Sogar unter den bescheidenen schweizerischen Verhältnissen kann eine gut dotierte Bibliothek, wie etwa die der Eidgenössischen Technischen Hochschule, viel mehr Stoff und «Dokumentationsmaterial» anbieten, als ihre Benützer aufzunehmen vermögen. Sie sind dann gezwungen, sich zur Selbstbeschwichtigung mit gewaltsamen oder mindestens künstlichen Begrenzungen, mit Begriffen wie «überholt» oder «belanglos» zu entlasten – nur zu oft läuft das auf recht willkürliche, sachlich nicht gerechtfertigte Beschränkungen hinaus.

Nicht ohne Grund hat 1956 Günther Anders sein ironisches Buch «Die Antiquiertheit des Menschen» geschrieben, worin die These erörtert wird, die Entwicklung wachse uns allen über den Kopf, und in der perfektionistischen technischen Welt sei das einzig hoffnungslos Rückständige und nicht zureichend Modernisierbare der Mensch und sein zu enges Bewußtsein.

Was würden übrigens Antiquare und Sammler dazu sagen (um in der skeptischen Betrachtung fortzufahren), blieben die vollen Auflagen aller Zeiten erhalten? Wie könnten dann «Seltenheiten» entstehen, auf die sich Bibliophile so viel zugute tun? Oder weiter: Sollten sich Drucker und Verleger damit begnügen, Neuauflagen nur für den Bevölkerungszuwachs herzustellen, wenn die älteren Bücher nicht allmählich dem Zerfall entgegengingen? Wäre das in unserem Zeitalter nicht ein Anachronismus, da die gegenwärtige Wirtschaftsexpansion und Umsatztheorie weiterhin auf dem Sinken der Haltbarkeit der Produkte und dem immer rascheren Ver-

derb und Ersatz der Ware beruht («Taschenbücher», «Paperbacks»!)? Selbst bis in die folgerichtig den Modewechseln unterworfenen Kunst- und Literaturproduktion hinein reicht dieser Prozeß!

Kurz, würde sich der Büchersammler, welcher Art er auch sei, im vermessenen Bestreben, dem Urgesetz alles Irdischen, der Vergänglichkeit, auf dem Felde des Gedruckten Einhalt zu gebieten, nicht unversehens in eine ähnlich tragische Lage versetzt sehen wie der Räuber Karl Moor? Sie kennen die Szenen, worin er begreift, was er anrichtete, da er sich anmaßte, in die Weltordnung aus menschlicher Befangenheit störend einzugreifen. Unser Jahrhundert hat eine gefährliche Vorliebe für solche willkürlichen Experimente, die das organische Gleichgewicht erschüttern.

Nun ist allerdings für den, der über die realen Gegebenheiten Bescheid weiß, die Möglichkeit *wirkungsvoller* Eingriffe nicht groß. Denn es sind ihnen sehr bestimmte Grenzen gesetzt: Haltbarkeit der Textträgermaterialien, Kosten und Zeitbedarf, wobei die letzten beiden auch durch das Produkt «Personalaufwand» ausgedrückt werden können.

Was die Materialien betrifft, ist ein Wort zur Übertragung auf Mikrofilm irgendwelchen Formates am Platze. Hier wurde eine Periode des unbedingten, zukunfts-freudigen Optimismus, damit sei das Kolumbus-Ei für die verschiedenartigsten Probleme gefunden, schon seit geraumer Zeit durch deutliche Zurückhaltung abgelöst. Denn mittlerweile hat sich herausgestellt, daß auch die Filme Altersschädigungen aufweisen, anscheinend sogar rapidere und katastrophalere als selbst schlechtes Papier. Die Äußerung eines hervorragenden Photochemikers: «Alle Chemie ist instabil; über die Haltbarkeit von Filmen der verschiedensten Art haben wir in größerem Ausmaß wenig mehr als ein halbes Jahrhundert Erfahrung», wird nicht mehr überhört oder um der Absatzpropaganda willen überschrien.

Natürlich gibt es moderne Wiedergabeverfahren von gleicher Haltbarkeit, wie sie der Buchdruck aufweist, etwa die Xerographie, wo sich der Hersteller die Papierqualität nach Belieben wählen kann – aber ein vielbändiges Werk auf diese Weise zu reproduzieren bedeutet ein Vielfaches des Herstellungspreises der Druckvorlage.

Die Hilfsmittel und Methoden für die Konservierung alternden Papiers sind selbst unter Fachleuten noch stark umstritten. Vorsichtige raten zur Unterlegung mit dünnstem Japanpapier; von den verschiedenen synthetischen Folien, die angepriesen werden, weiß man noch nicht, wie lange sie flexibel bleiben und ob sich nicht ihre Durchsichtigkeit mit der Zeit bis zu völliger Erblindung trübt, womit die Lesbarkeit des auf solche Weise «konservierten» Dokuments total und unwiederherstellbar zerstört würde. Analoge Erfahrungen bei der Behandlung verblichener Schriften oder von Tintenfraß in früheren Jahrzehnten mahnen zur Behutsamkeit: ein momentaner Erfolg wird unter Umständen mit rascherem Untergang erkaufte.

Stoffe als Textträger zu verwenden, die haltbarer sind als das heutige Normalpapier (zum Beispiel Syntosil), ist eine Kostenfrage und fällt – wie oben angedeutet – ins Gebiet der verlegerischen Absatzkalkulation. Der Rückgriff auf die Gewohnheit, für kleinere Auflagenteile besonders haltbares Material zu benützen («Vorzugsausgaben»), böte die einfachste Lösung. Übrigens lassen schon heute bedeutende Tageszeitungen für die Bibliotheken Ausgaben ihrer Blätter auf gutes Papier abziehen, um die Lebensdauer der «Archivexemplare» zu erhöhen. Auch der Mikrofilm wird – vor allem natürlich, um den Stapelraum für die sperrigen Zeitungsformate zu verringern – herangezogen.

Von unserm Standpunkt aus betrachtet, liegen hier sehr *reale Aufgaben für die Bibliophilie: Herstellung von schlicht-schönen Drucken wertvoller Texte auf zeitbeständigem Papier.*

Damit könnte die Bibliophilie, von allem unnützen Snobismus entfernt, Dienste für die Erhaltung literarischer Werte leisten. Fast bin ich versucht, von einer «neuen bibliophilen Sachlichkeit» zu sprechen.

Man sei sich im übrigen klar, daß ein sehr hoher Prozentsatz der modernen Druckwerke ihrem Wesen nach Verschleißware ist, bei der ein Mehraufwand für Haltbarkeit sinnlos wäre. Den Extremfall stellen die Tageszeitungen dar, von deren Riesenauflagen alles, bis auf ganz wenige Exemplare, nach flüchtiger Lektüre sofort in den Abfall wandert. Aber auch unter den belletristischen Erscheinungen ist der Großteil bloße «Tagesliteratur», um nicht zu sagen «Eintagsfliege». Wie rasch sich in der naturwissenschaftlich-technischen Literatur ein Aufsatz, ein Buch, gar ein grundlegendes Werk überlebt, wissen die Fachleute nicht weniger als die Bibliothekare mit ihren «toten Beständen», vom Ramschantiquariat gar nicht zu reden.

Was aber die Durchführung umfassender Konservierungsarbeiten in öffentlichen Bibliotheken mit einem Bestand von einigen hunderttausend Bänden oder mit Millionenbesitz betrifft, so findet sie am Kostenaufwand sehr rasch eine unübersteigbare Schranke. Die fachgemäße Konservierung und Restaurierung eines Drucks mittleren Formates und Umfangs, aus dem 16. Jahrhundert etwa, erfordert zwischen 100 und 200 Franken im Minimum. Sie kommt also nur für kleinere oder größere Kostbarkeiten in Frage, soll der Aufwand nicht den Marktwert des Werkes übersteigen. Solange aber die Anschaffungskredite der Bibliotheken kaum ausreichen, die für sie lebenswichtigen Neuerscheinungen zu beschaffen, ist es beim besten Willen und klarster Einsicht schlechthin unmöglich, an die Aufgaben der Konservierung ihrer Bestände überhaupt heranzutreten. Bestenfalls kann man eine kleine Auswahl besonders wertvoller und gefährdeter Exemplare sicherstellen. Ein Vielfaches der heutigen finanziellen Mittel wäre nötig, um nur das erforderliche

Personal, Spezialisten, die bisher erst in ganz geringer Zahl existieren, aufzubringen.

Um hier mit Abhilfe auch nur beginnen zu können, müßten so gründliche Änderungen in der Bewertung der geistigen Güter und der geistigen Arbeit eintreten, wie sie ein Bibliothekar mit jahrzehntelanger Erfahrung kaum mehr zu erhoffen wagt.

Moltke schrieb 1880, der ewige Friede sei ein Traum und nicht einmal ein schöner. Ähnlich dürfte eine «Verewigung» der literarischen Massenproduktion unseres Jahrhunderts ein Wunschtraum von problematischem Werte sein. Das späte Altertum und das Mittelalter benützten lange einen Beschreibstoff von ungeheurer Dauerhaftigkeit: das Pergament. Und dennoch: wie wenige Autographa und wie spärliche Abschriften wichtigster Werke, die ihrer Entstehungszeit nach einigermaßen nahe liegen, sind erhalten! Wie vieles und Wertvollstes ist völlig verschollen oder verloren! An manchen Orten (zum Beispiel in Zürich) gibt es Jahrhunderte, aus denen nur kümmerliche Relikte, oft ärmliche Textfetzen, auf uns gekommen sind. Wie aus einer großen Katastrophe Entronnene berichten sie davon, daß einst eine reiche Fülle schriftlicher Überlieferung vorhanden gewesen sein muß.

Sind die Überbleibsel Zeichen apokalyptischer Zeiten? Oder sind sie bloß Zeugnisse dafür, daß *jede* Epoche ihre Apokalypse durchmacht, ehe sie aus der Qual der Zeitlichkeit in die von Anbeginn *neben* ihr stets gegenwärtige schweigende Ewigkeit eingehen darf? Wir alle sind von dieser nur durch eine dünne Wand getrennt, die jederzeit durchbrechen kann. Darin liegt Reiz und Wert der Vergänglichkeit.

So grüße ich Sie in der uns beiden wohl gemeinsamen Überzeugung, das Hineingestellt-Sein zwischen Zeitlichkeit und Ewigkeit sei das eigentliche Kennzeichen unserer menschlichen Lage, auf das beste

als Ihr ergebener
Paul Scherrer